Zeitschrift: Historisches Neujahrsblatt / Historischer Verein Uri
Herausgeber: Historischer Verein Uri
Band: - (1944)

Artikel: Urner Trachten
Autor: Curti, Notker
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-405664

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

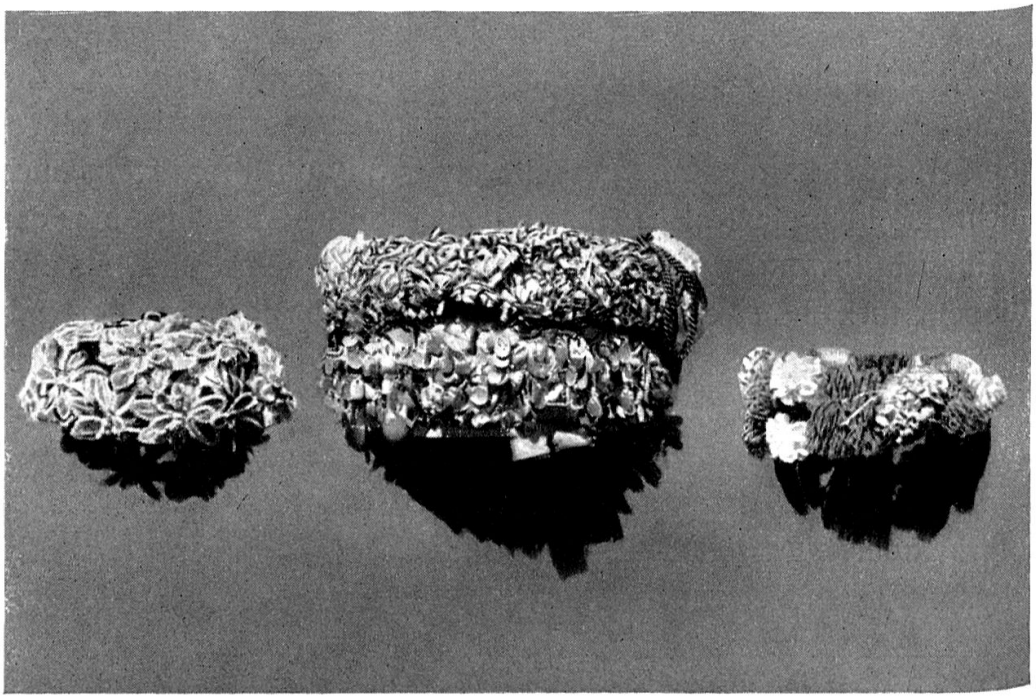
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

URNER TRACHTEN

P. NOTKER CURTI

Während früher vielfach die Meinung vertreten wurde, die Trachten seien ungemein alt und äußerst stabil, ist man heute zur Überzeugung gekommen, daß auch den ältesten Schweizer Trachten nur ein mäßiges Alter eigne und sie in ihrer Blütezeit eine stete Entwicklung durchmachten, allerdings nicht in dem Tempo, in dem die heutige Mode sich wandelt. Auch diese Zeilen werden die Überzeugung herausschälen, daß im 16. und 17. Jh. fast im ganzen Schweizerlande ähnliche Kostüme getragen wurden, wie auch jenseits unserer Grenzen, daß dann im 18. Jh. allmählig etwas Innerschweizerisches sich herausbildete, aus dem die Trachten wurden, die wir heute aus Uri, Schwyz oder Unterwalden zugehörig betrachten. Im ganzen 16. Jh. herrscht in der Schweiz, um den Kopfputz herauszugreifen, für verheiratete Frauen das Tüechli, auch Sturz oder Stuche genannt. Dieses Tüechli stammte aus dem Mittelalter, wo ähnliche Leinenhüllen als Kruseler oder Gebände in ganz Europa Mode waren. Diese Kopfhüllen entsprachen der allgemeinen Ansicht, daß eine verheiratete Frau von ihrem Haar auch nicht das kleinste Teilchen sehen lassen dürfe, daß alles unter der weißen Leinwand verschwinden müsse. Auf dem Land bestand dieser Sturz aus zwei Teilen, ein Leinentuch wurde unter dem Kinn angesetzt, dann stramm nach oben geleitet und auf dem Scheitel festgemacht. Ein zweites spannte man von Schläfe zu Schläfe, machte es dort am ersten fest, und führte dann die zwei Enden unter dem Kinn zusammen. Oft wurde das zweite Tüechlein gestärkt oder auch mit Draht gespannt, damit es voller und weiter wirke. Und dieser Sturz erhielt sich auf dem Lande sehr lange, besonders als Leidtracht. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jh. ist er in Graubünden ganz verschwunden. In städtischen Kreisen ist im 16. Jh. aus diesen zwei Tüchlein ein ziemlich reiches kompli-

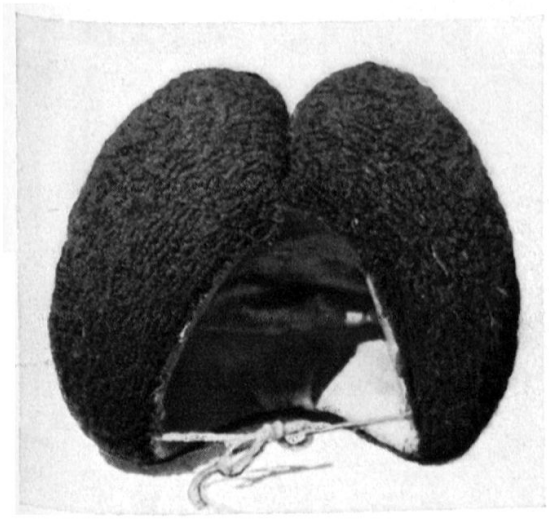
ziertes Gebilde geworden. Statt des ersten setzten die Damen enganliegende Leinenkappen auf, die meist mit prächtigen Nähspitzen verziert waren. Das zweite wurde zum dünnen Flor, so daß der Spitzenschmuck darunter sichtbar blieb. Dieses zweite Tüchlein wurde z. B. in Zürich so kunstreich arrangiert, daß die Damen es nicht selber konnten. Jeden Sonntag gingen vor dem Gottesdienst sogenannte Tüchlerinnen von Haus zu Haus, um das feine Tüchlein kunstgerecht auf die Haube zu heften. Die Jungfern gingen meist ohne Kopfbedeckung oder mit Haarbändern, denn sie durften ihren Haarschmuck zeigen und machten von diesem Recht ausgiebig Gebrauch. Nur bei festlichen Anlässen oder zum Kirchgang wurde von allen der Schappel aufgesetzt, der aber die Haarfülle nur noch besser heraushob. Dieser Schappel bestand aus einem Reifen aus Karton, mit Stoff und Metallfolie überzogen und reich gestickt, auf dem ein Kranz von künstlichen Blumen in farbiger Aufmachung saß. Auch dieser Kopfputz hatte ein langes Leben, wenigstens auf dem Lande. Noch im 19. Jh. wurden solche Schäp-



114 *Erstkommunikantenkränze in Uri* (Hist. Museum, Altdorf)

pel im Kanton Uri von Erstkommunikanten getragen, allerdings etwas aufgeputzt.

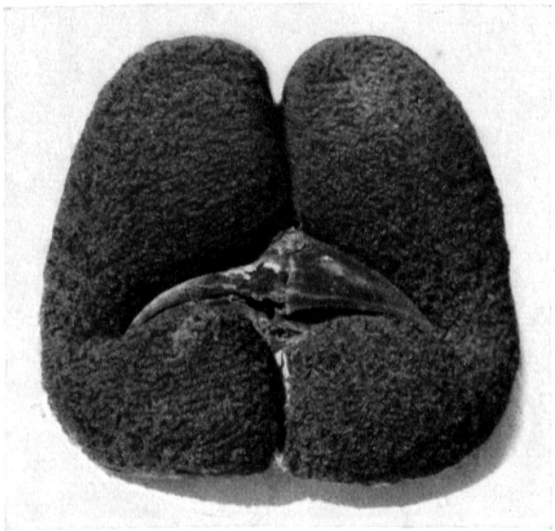
Für eine verheiratete Frau aber galt es geradezu als unanständig, ohne Tüchlein auf der Straße sich zu zeigen, und bis 1755 verlangte z. B. in Zürich der Rat, daß Frauen nur im Tüechli in der Kirche erscheinen durften, wenn sie nicht eine Zitation vor das Gericht und eine saftige Strafe riskieren wollten. Und doch hat im 17. Jh. ein ganz anderer Kopfputz seinen Siegeszug durch ganz Europa angetreten. Er wurde in der Schweiz meistens Hinterfür, in St. Gallen Huet, in Bern und Basel Brawekappe, in Neuenburg Karl genannt. Es ist dies meist eine riesige Pelzkappe von un-



Hinterfür aus dem Schächental

Ansicht von vorne

(Hist. Museum, Altdorf)



Dasselbe Stück

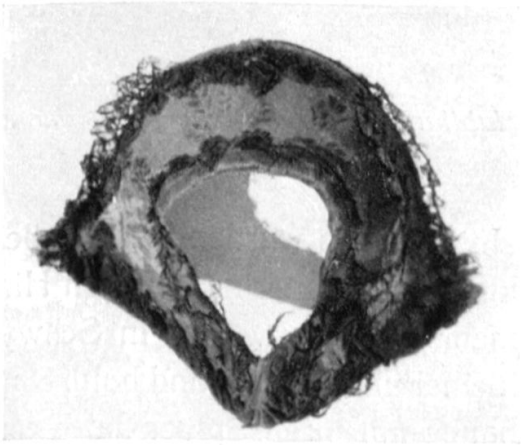
Ansicht von hinten

Das seidene „Bödeli" wurde vom Zahn der Zeit etwas zernagt.

Gemälde einer von Roll mit Hinterfür (Hist. Museum, Altdorf)

Unter der Pelzkappe ist die Leinenhaube sichtbar.

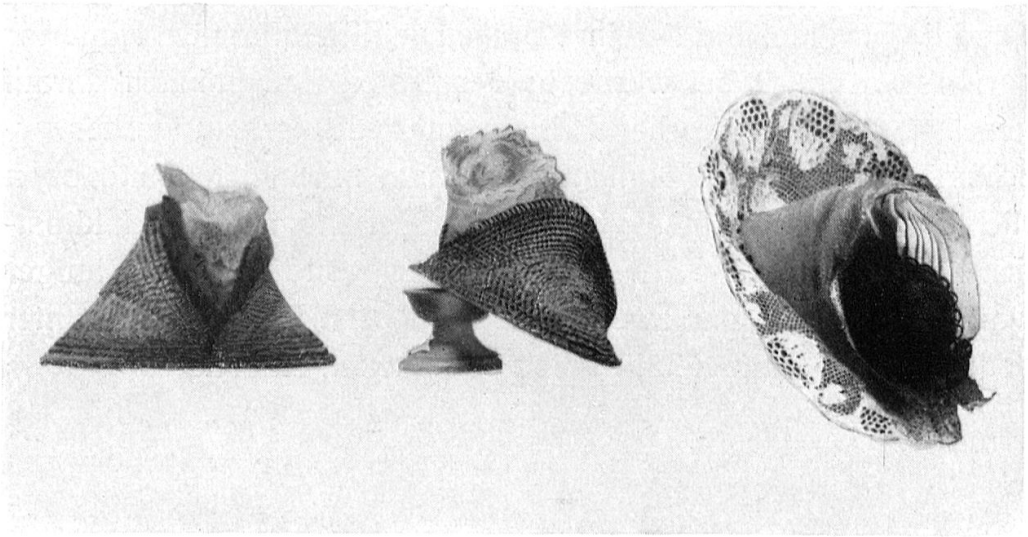
gefähr 40 cm Höhe, mit Hobelspänen oder Werg ausgestopft und hinten mit einem seidenen, goldgestickten Bödeli. Die guten Stücke bestanden aus Zobel oder Marderpelz und waren deshalb von brauner Farbe. Die älteren sind fast rund, die späteren länglich, vorne in die Höhe gerückt. Aber nicht alle Leute konnten sich Zobelfell leisten. Viele Hinterfür wurden aus Sammet oder Seide hergestellt und später besonders aus Fransenlitzen, die, eng aneinandergenäht, fast einen Pelz vortäuschten. Ungefähr 100 Meter Litzen waren für ein Hinterfür erforderlich. Natürlich wurden solche Ungetüme auch in Uri getragen, und zwar allgemein, wie die Porträts und die Votivbilder beweisen. Aus Litzen gefertigte Hinterfüre endlich trug man im Schächental bis ins 19. Jh. Ein schönes Beispiel liegt im Museum. Da es indes nicht angenehm war, diese schwarze Kappe, die bis 1 kg wog, direkt auf den Kopf zu setzen, behielt man allgemein die Leinenkappe bei, die man einst zum Tüechli getragen, und ließ ihre Spitzen seitlich unter dem Hinterfür hervorschauen. Dabei wurde in der ersten Zeit peinlich darauf geachtet, daß kein freches Härlein unter der Pelzkappe hervorschaute, und als das Hinterfür langsam nach hinten und oben rückte, half man sich mit dem Rasiermesser und machte sich künstlich hohe Stirnen. So etwas ist aber zu gesucht, um von langer Dauer zu sein. In der zweiten Hälfte des 18. Jh. sieht man unter dem Hinterfür ganz deutlich die gescheitelten Haare.



Meitlikäppli

(Hist. Museum, Altdorf)

Jungfern trugen indessen meist sogenannte Rosenkappen. Sie bestanden hauptsächlich aus zwei sogenannten Rosen, die aber mit den wirklichen Blumen kaum etwas zu tun hatten. Es waren längliche oder runde Gebilde aus bogenförmig aufgenähten schmalen schwarzen Leinenbändchen, die genau hergestellt wurden wie später die Chappli der Tracht. Auch diese Kappen trug man überall in der Schweiz. Endlich im 18. Jh. zeigte sich auf den Köpfen der Frauen etwas, das wenigstens innerschweizerisch war. Es ist, als ob die jungen Frauen abgemacht hätten, bei der Verheiratung ihre Jungfernkappe beizubehalten. Da aber das schwarze Ding auch gar gegen alles Herkommen für eine Frau war, setzten sie die weiße leinene Frauenhaube darauf, das ist die Mutschi oder Schwyzerhaube, aus der dann die eigentlichen Trachten geworden sind. In



Hubli und Chappli links, rechts das Hubli mit Rosen

Unterwalden wurden beide Teile, der weiße und schwarze, immer kleiner und rutschten an den Hinterkopf, wo sie von vorne kaum mehr zu sehen waren. In Schwyz wurde die Rosenkappe immer kleiner und verschwand bald. Dafür bäumte sich die weiße Frauenhaube mit ihren Spitzen hoch auf und wurde zur Schwyzerguefe.

Wachslasierung aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts

(Privatbesitz v. HH. Archivar Dr. E. Wymann)

In Uri endlich wurde die Rosenkappe kompakter, die Frauenhaube immer kleiner und versteckte sich fast im Chappli. Wir sind also zur Urner Tracht, zum Huebli und Chappli, gekommen.
Anders ging es bei den Jungfern. In Schwyz wollten es die Ledigen den Verheirateten gleichtun, und ihre Rosenkappe türmte sich ganz wie die Guefe hoch auf mit ihren breiten schwarzen Spitzen. In Uri wurde das Meitlikäppli immer kleiner und schaute zuletzt nur noch mit den Rändern unter dem Zopf hervor. Da ist es leicht verständlich, daß es schon um die Mitte des 19. Jh. voll-

Detail der vorigen Abbildung

Das Hubli ist nur schwach sichtbar.

Frau Landvögtin
Margaretha Lußmann
geb. Püntener

gest. 1787 in Sargans

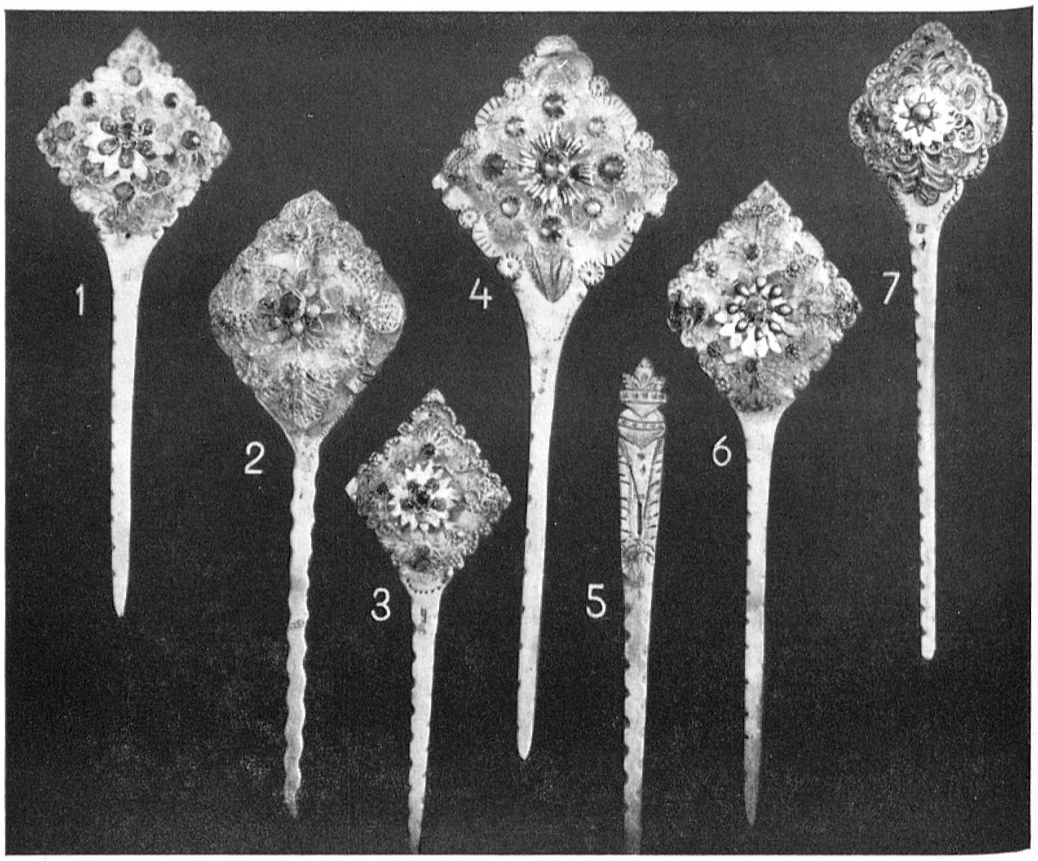
ständig verschwand. Dafür wurden die Doppelzöpfe umsomehr kultiviert. Es sollen ausnahmsweise in die Zöpfe auch weiße Bänder wie in Unterwalden eingeflochten worden sein, die Regel aber waren dicke schwarze Schnüre, die besonders bei einer blonden Schächen- oder Meientalerin voll zu ihrem Rechte kamen, auf alle Fälle aber die doppelte Haarmenge vortäuschten. In den Zopf hinein gehörte dabei immer ein schöner Pfeil, von denen es viele Abstufungen gab, vom einfachen gravierten Glimpf bis zur schönen Feiertagsnadel mit Filigranemail und Glasflüssen. Eine schwarze Spitzenkappe aber für Jungfern ist in Uri nie getragen worden, denn was einer einzelnen alten Jungfer einfiel, oder was man später an Hauben von Paris kommen ließ, kann man nicht als Tracht gelten lassen.

Und jetzt noch etwas vom Verschwinden der Tracht. An den Bildern kann man tadellos konstatieren, wie Huebli und Chappli im

Frau Pannerherr
M. Dorothea Nager
geb. Müller
gest. 1792

Gemalt von Diogg
(Hist. Museum, Altdorf)

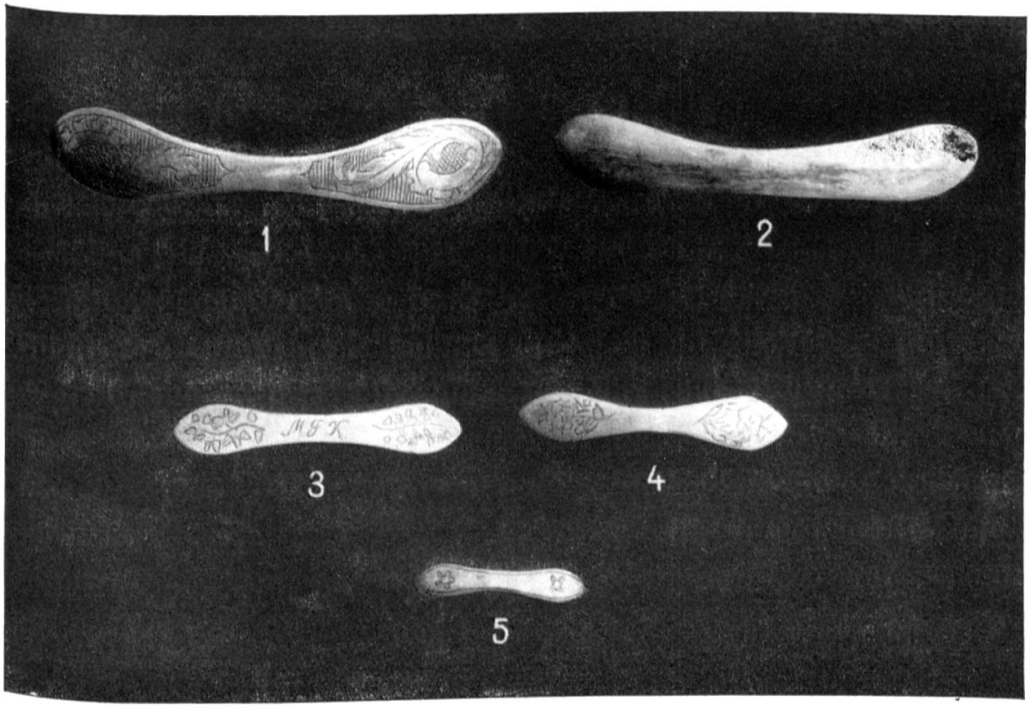
Laufe des 19. Jh. immer kleiner wurden. Frau Pannerherr Nager († 1792) trug noch ein großes Chappli. In der nächsten Generation trug Frau Pannerherrin A. Jos. Nager schon ein kleines († 1827). Von ihren drei Schwiegertöchtern gefielen sich die zwei Andermatterinnen in engen Empirekleidchen; die dritte trug merkwürdigerweise eine Schwyzerguefe, obwohl sie eine Müller von Hospental war. Man sieht, die Zersetzung begann oben schon früh. Aber sonst war die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in Uri die Blütezeit der Tracht, bis der Bau der Gotthardbahn fast plötzlich Schluß machte. Die vielen fremden Arbeiter und Ingenieure machten sich über die Tracht lustig, und die Frauen ließen Huebli und Chappli daheim. In den achtziger Jahren waren in Altdorf schon keine Trachtenträgerinnen mehr zu sehen, wohl aber gingen in Bürglen und Silenen noch alte Frauen in der Tracht zur Kirche. Etwas besser erhielt sich die Mädchentracht. In



Urnernadeln

1. Von Z. Städeli. 2. Unterwaldnernadel, die von einer Urnerin getragen und deshalb gekürzt wurde. 3. Schwyzernadel von A. Niederöst, von einer Urnerin getragen. 4. Größtes Format der Urnernadel von Kamer. 5. Glimpf von Hartmann. 6. Von Städeli. 7. Von Hartmann, auch ohne Steine, nur mit etwas Email.

den 80er Jahren sah man in Altdorf am Sonntag noch eine schöne Anzahl silberner Nadeln. In den 90er Jahren waren es schon wenige, bis zuletzt viele Jahre lang eine einzige noch am Sonntag ihre Silbernadel in den falschen Zopf steckte. Die älteren Pfeile sind von Goldschmied Hartmann gefertigt, die späteren von Städeli, und die letzten, größten, von Kamer. Diese waren besonders im Schächental beliebt, wo sie auch am längsten getragen wurden. Alte Urner Pfeile haben immer gerade Stiele, mit angedeuteter Wellung, während in Unterwalden nur gewellte Mode waren. Man war aber in Uri nicht sehr heikel; so kannte ich in Altdorf eine alte Jungfer, die immer einen richtigen Unterwaldner



Frauennadeln in Silber und Weißmetall aus dem Schächental

Pfeil trug; doch hatte sie den Stiel kürzen lassen, damit er nicht auffalle. Ihre Schwester steckte stets einen Schwyzer Pfeil von Goldschmied Niederöst ein, den sie billig bekommen hatte, als die Schwyzer Jungfern ihre Rosenkappen und Silbernadeln nicht mehr trugen.

Vielleicht hat mancher Leser schon lange gedacht, bis jetzt sei nur die Rede vom Kopfputz, und der allein mache doch keine Tracht aus. Meistens nicht, in Schwyz und Uri aber wohl. Da kleidete man sich immer nach der Mode, allerdings nicht nach der letzten. Im ganzen 18. Jh. trugen alle Urnerinnen die steifen Fischbeinmieder mit den bunten Vorsteckern, wie sie überall getragen wurden, und im 19. Jh. setzte man Huebli und Chappli auf, zu ganz einfachen Biedermeierkleidern. Man band eine farbige Schürze vor und legte ein buntes Seidentuch auf die Schultern, eine Erinnerung an die Herrlichkeit des 18. Jh. So war auch der Schmuck nicht sehr reich. Aber jede Urnerin trug beständig eine Chralle, eine Schnur aus Korallen mit silbervergoldetem Schloß und Zwischen-

stücken. Die großen runden Ohrenringe, die man oft in Uri sah, kamen von jenseits des Gotthards und galten nicht als spezifisch urnerisch. Damit das Chappli besser saß, trugen die meisten Frauen unter dem Zöpfchen einen kleineren oder größeren Doppellöffel aus Silber oder Weißmetall; die ältesten tragen das Zeichen des Goldschmieds Imhof (ca. 1800). Außerdem brauchte jede Frau eine goldene oder vergoldete Nadel mit rundem oder fazettiertem Kopf, um das Huebli auf dem Zopf festzustecken. Weiterer Schmuck war in Uri nicht Brauch, mit Ausnahme der Grenzgemeinden, wo der Einfluß von außen stark war; trugen doch die Seelisberger Mädchen größtenteils Nidwaldner Tracht.

Zum Schluß bleibt nur noch der Wunsch übrig, daß auch in Uri die Trachtenbewegung gedeihe und sich an gute alte Vorbilder halte, vor allem an die Tracht, wie sie um 1800 getragen wurde.